

# Vom Logos der Musik

## Vorwort von Ulrike Meyer:

*Dass ein Peter-Michael Riehm mit dem Bildenden Künstler und Mystiker Erich Schickling zusammenkommen konnte, war eine tiefgreifende Fügung für das ganze Haus Schickling, aber auch für die beteiligten Studenten, Referenten und Hörer. Seit 1999 trafen wir uns in der Erich-Schickling-Stiftung in Eggisried nahe Ottobeuren zum „EGGISRIEDER SEMINAR für Musik und Transzendenz“. Was immer schon meine geheime Sehnsucht war, die beiden „Brüder im Geiste Hölderlins“ zusammen zu bringen, wurde durch den ersten Besuch Peter-Michaels bei uns an der Günz, mehr als erfüllt. Sein spontan geäußelter Wunsch, in Erich Schicklings selbst erbauten Hallen und Ausstellungsräumen mit Musikstudenten zu verweilen, zu hören, zu singen und zu betrachten, wurde zum geistigen Experiment, kongenial mitgetragen von dem musikbegeisterten Theologen Martin Brüske. Sieben kostbare Jahre durften wir dieses Seminar als Höhepunkt unseres Stiftungsjahres erleben. Auch die „Allgäuer Menschen“ waren in Bann gezogen von der Überschau der Künste, der geistigen Ordnungen und Entwicklungen, zu denen auch der musikalische Laie seinen Bezug finden kann. „Verborgene Wurzeln von Musik und Sprache“ war unser erstes Seminarthema. „Vom Logos der Musik“ war der Titel seines ersten, seines so grundlegenden Vortrages. Jeder, der vom Ursprung des Tones und seiner Entfaltung in der Geschichte der Musik fasziniert ist, wird hier die Quellen finden. Alle nachfolgenden Seminarthemen (von Bach über Schumann bis Webern und Messiaen) erzählten in je einzigartiger Weise von diesem „Logos der Musik“.*

*Dass es möglich war, diesen Vortrag in schriftlicher Form für unsere Stiftung zu erhalten, war nur aus der tiefen Verbundenheit zwischen PMR und Erich Schickling zu erklären. Der vollständige Text ist daher in der Dokumentation 1 der Erich-Schickling-Stiftung zu finden. (<http://www.schickling-stiftung.de/kataloge.html>)*

*Das achte Seminar war für 2007 angekündigt mit dem lange ausgesparten und doch längst ersehnten Thema Franz Schubert. Auf meine Frage nach dem Titel kam von Peter-Michael postwendend die Antwort „Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh' ich wieder aus“. Wie wahr er gesprochen hatte und wie schnell er dem Wort folgen würde, konnte er selbst nicht wissen.*

**Ulrike Meyer**

**Erich-Schickling-Stiftung**

*Ehemalige Studentin, dann Kollegin an der Hochschule für Musik Karlsruhe*

**PETER-MICHAEL RIEHM:**

Verehrte liebe Anwesende,

lassen Sie mich zunächst meiner Freude Ausdruck geben, heute an einem Ort zu Ihnen sprechen zu dürfen, wo man das Gefühl haben kann, hier können sich die »verlorenen Geschwister« Kunst, Religion und Wissenschaft wiederfinden, so dass die ursprüngliche Einheit dieser Trias erahnt werden kann:

»vom Logos der Musik« soll die Rede sein - und vor uns steht der Prolog des Johannes-Evangeliums, beginnend mit den Worten: »Im Anfang war ... « und da fangen die Übersetzungsschwierigkeiten an: ... das Wort, ... der Klang, ... die Vernunft oder gar: ...die Proportion? oder alles in einem?

Bevor ich versuche, diesem Logos im Tönenden, ja im musikalischen Ton selbst nachzugehen, möchte ich einige Passagen aus der im Jahr 1800 entstandenen und Fragment gebliebenen »Feiertagshymne« Friedrich Hölderlins zitieren, in denen dieser Logos als tönendes Werde-Gesetz angesprochen wird (die Orthographie folgt der Handschrift).

*»Wie wenn am Feiertage, das Feld zu sehn  
Ein Landmann geht, des Morgens, wenn  
Aus heißer Nacht die kühlenden Blitze fielen  
Die ganze Zeit und fern noch tönet der Donner,  
In sein Gestade wieder tritt der Strom,  
Und frisch der Boden grünt  
Und von des Himmels erfreuendem Reegen  
Der Weinstock trauft und glänzend  
In stiller Sonne stehn die Bäume des Haines:*

*So stehn sie unter günstiger Witterung'  
Sie die kein Meister allein, die wunderbar  
Allgegenwärtig erziehet in leichtem Umfängen  
Die mächtige, die göttlich schöne Natur.*

*Jetzt aber tagts! Ich hartt und sah es kommen,  
Und was ich sah, das Heilige sei mein Wort.  
Denn sie, sie selbst, die älter denn die Zeiten  
Und über die Götter des Abends und Oriens ist,  
Die Natur, ist jetzt mit Waffenklang erwacht,  
Und hoch vom Äther bis zum Abgrund nieder  
Nach vestem Geseze, wie einst, aus heiligem Chaos*

gezeugt,  
Fühlt neu die Begeisterung sich,  
Die Allerschaffende wieder. ...

Und die uns lächelnd den Aker gebauet  
In Knechtsgestalt, sie sind bekannt, die  
Die Allebendigen, die Kräfte der Götter.

Erfragst du sie? im Liede wehet ihr Geist,  
Wenn es von der Sonne des Tags und warmer Erd  
Entwacht, und Wettern, die in der Luft, und andern,  
Die vorbereiteter in Tiefen der Zeit

Und deutungsvoller, und vemehmlicher uns  
Hinwandeln zwischen Himmel und Erd und unter den  
Völkern.

Des gemeinsamen Geistes Gedanken sind,  
Still endend in der Seele des Dichters .... «

Hölderlin spricht zunächst von der Erzieherin Natur («wunderbar allgegenwärtig in leichtem Umfange»). Wenn wir gelernt haben werden, neu auf die Natur hinzuschauen, hinzuhören, wird sich uns diese Erziehung als Begeisterung - wir könnten auch sagen: Begeisterung («aus heiligem Chaos nach vestem Geseze») - offenbaren. Für Hölderlin sind die Hörenden die Dichter, die mit dem Klang gewordenen Wort umgehen und jene allebendigen Kräfte der Götter, den waltenden Logos in den Erscheinungen der Natur erkennen, ihm antworten, ihn verantworten können. («Des gemeinsamen Geistes Gedanken sind, still endend in der Seele des Dichters.»)

Wo aber erfahren wir diesen Logos unmittelbarer als in der Musik selbst, der immateriellsten der Künste, die immer an der Grenze zum Geistigen angesiedelt war! (Man erinnere die barocken Gesamtkunstwerke dieser oberschwäbischen Landschaft, in deren dynamischen Deckenfresken das Tor zur Geistwelt durch musizierende Engelwesen dargestellt ist.)

Der musikalische Ton selbst ist die Offenbarung («im Liede wehet ihr Geist»), die Offenbarung einer immanenten Gesetzmäßigkeit, bestehend aus einer unendlichen Reihe von sogenannten Natur- (Teil- oder Partial-) Tönen, die diesen konstituieren; das musikalische Einzeltonerlebnis also als die Summe einer in ihm waltenden unendlichen Reihe von Tonereignissen.

So sind wir, ob wir das wahrhaben wollen oder nicht, mit jedem

erklingenden Ton an diese unendliche Gesetzmäßigkeit, den Logos, angeschlossen.

Dieses Gesetz wollen wir nun als ganzzahlige Teilpunkte auf einer schwingenden Saite - hier am Cello - hörbar machen. Dabei ergibt sich bei der Berührung in der Mitte der schwingenden Saite die Oktave (genauso bei jeder weiteren Halbierung), bei der Drittelung die Quinte, Fünftelung die große Terz, Siebtelung die kleine Septime, Elftelung die übermäßige Quarte (= Tritonus) zum jeweils vorangehenden Grundton. Lediglich die Primzahlintervalle sind auf empirischem Wege je neu zu bestimmen. So tritt mit jeder neuen Primzahl ein zuvor nie gehörtes Intervall in Erscheinung - ad infinitum. Dies ergibt folgende anfängliche Tonreihe:



Im Wissen um dieses Gesetz lässt sich der Versuch auch umkehren. Durch stummes Niederdrücken einer Klaviertaste - z.B. C- kann sich diese jetzt offen liegende Saite durch Anschlagen ihrer Teiltöne allmählich als klingender Ton C selbst bilden. (Töne außerhalb dieser Reihe werden nicht angenommen.)

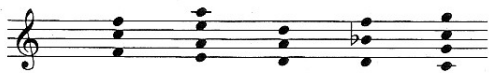
Dieser Versuch ließe sich auch als Parabel für menschliches Denken und Handeln verstehen: das Wesen eines Gegenübers - unangetastet - durch wissende Annäherung zu erfahren.

Nun mag ein - in der heutigen Wissenschaft umstrittenes - Analogieverfahren, das diesen musikalischen Logos in der äußeren Natur und beim Menschen erlebbar machen möchte, folgen. Wir sind damit auf der Spur jener alten pythagoreisch-platonischen Anschauung, nach der Kosmos, Welt (Natur) und Mensch aus demselben Logos heraus gebildet sind, wie wir ihn wiederfinden in der eben gezeigten Gesetzmäßigkeit des musikalischen Tones selbst (siehe: Platons »Timaios«). In der griechischen Antike gehörte die »akroasis« als Anhörung der Welt unmittelbar zur »aisthesis« als Anschauung der Welt. Dieses Wissen um die Einheit einer musica mundana, humana, instrumentalis setzt sich über Boethius und Augustinus bis zu Hugo von St. Victor im Mittelalter fort, von Kepler später in seiner »Harmonices mundi« wiederaufgegriffen, um danach in der beginnenden materialistischer orientierten Neuzeit nur noch ahnungsweise erfahren zu werden. (Goethe: »Die Sonne tönt nach alter Weise ...«, Eichendorff: »Schläft ein Lied in allen Dingen ...«).

In seinem Gedicht »Die Fußwaschung« spricht Christian

Morgenstern von der Dankbarkeit, die der Mensch den Naturreichen schuldet (»Ich danke dir, du stummer Stein, / und neige mich zu dir hernieder: Ich schulde dir mein Pflanzensein .... «).

So möge auch unsere Aufmerksamkeit zunächst der mineralischen Welt gelten: In den verschiedenartigsten Kristallbildungen (von den würfelförmigen Salzkristallen bis zu den hexagonalen Berg- oder auch Schneekristallen) werden wir auf Formen aufmerksam, die nahezu ausschließlich auf den Zahlenproportionen 2 und 3 beruhen, sichtbar in deren erstem Vielfachen, der 6. Musikalisch aber entspricht dies - wie wir gemeinsam gesehen und gehört haben - dem Intervall der Quinte, in seinem ersten Vielfachen das Umkehrintervall der Quarte und die Oktave implizierend. Es ließe sich somit eine Musik improvisieren, die wir als Klänge des Mineralischen bezeichnen könnten. Ein Beispiel:



Diese Klänge zeichnen eine gewisse Klarheit, Strenge, Kühle oder auch Objektivität aus. Allein diese musikalische Assonanz zur Welt des Mineralischen kann uns veranlassen, den weiteren Primzahlkorrespondenzen in der Natur nachzugehen.

So findet sich die 5 als nächste Primzahl erstmals im Pflanzenreich, dort aber als Rationengebilde erst in der Verbindung mit einer neuen Qualität: der Wärme. In den ausgehenden dunkel-kalten Wintermonaten erscheinen zunächst Lilien- und Zwiebelgewächse, (Schneeglöckchen, Krokus, Tulpe ...), die an sich noch die kristallinen Proportionen zeigen mit ihren lanzettförmigen »gotischen« Blattformen und ihren 2x3 Blütenblättern. Als geschlechtslos sind sie schon im Mittelalter Symbol der Jungfräulichkeit und Unschuld Mariens. Erst mit der beginnenden Apfel- oder Kirschblüte offenbaren sich in den Rosengewächsen, musikalische Dreiklangsphänomene, gebildet aus den Proportionen 2:3:5 (Oktave, Quinte, Terz), kulminierend in der sommerlichen Rosenblüte und - geschlechtlich geworden - sich vollendend in der Frucht. Die Terz ist auch in der Musik maßgebend für die Tongeschlechter dur und moll, spiegeln sich doch um die Primzahl 5 jeweils abwärts und aufwärts große und kleine Terz, (Für den Vortragenden ist diese oft herangezogene Begründung jedoch eine nicht haltbare, Die eigentliche Begründung liegt in der jeder physikalischen Obertonreihe zuzuordnenden metaphysischen Untertonreihe.) Diese »Raumwerdung« mag auch durch die

pentagrammatische Anordnung bedingt sein, wie sie sich bei der Wildrose besonders deutlich in der Anordnung der Kelchblätter zeigt. Dazu schreibt Albertus Magnus: »Quinque sunt fratres / Duo sunt barbati / Duo sine barba nati / Unus e quinque / Non habet barbam utrimque-: Fünf Brüder also, deren zwei jeweils bärtig und bartlos sind, einer aber trägt den Bart nur halbseitig,

Die Rose als »Renaissance«-Gewächs ist nun Symbol geworden für die diesseitige wie auch innerseelische Raumerfahrung, für Sexualität und Liebe.